

(Nachdruck verboten.)

## Unter dem Schutze des Gesehes.

71

Von Maria Konopnica.

Das Mädchen entfernte sich. In ihrem Kopfe schwirrten miffare Gedanken. Es war wohl das Glas Muis, das sie jetzt im Kopf wirr machte, vielleicht auch die Hitze in der Schänke oder das Gerede des Burschen. Draußen bemerkte sie, daß sich schon die Dämmerung hernieder senkte, und daß im blaffen Abendrot vier Lampen auf dem Ringplatz flackerten, gelb und qualmend. Davon konnte also nicht mehr die Rede sein, daß sie die Schlächterfrau heute noch aufsuchte. Sie verschob es auf morgen.

Sie durchquerte die Straße und blieb stehen. Morgen... Und jetzt? Wohin sollte sie sich jetzt wenden? Wo übernachten? Die Thür des Schanklokals knarrte, Kalik trat heraus und sah sich links und rechts spähend um. Das Mädchen trat in einen Thorweg und wartete, bis er vorüber war. Erst als eine beträchtliche Entfernung sie trennte, trat sie heraus und schleppte sich nach der entgegengesetzten Seite.

Es war ein ruhiger, warmer Abend, ein feuchter, perlgrauer Nebel hing tief über der Erde, hier und da vernahm man das Knarren eines Brunnenschwengels und das Lachen der Wasser schöpfenden Mädchen. Hanka ging etwa eine Stunde lang, wandte sich um, blieb stehen, gleich wie ein verirrtes Schaf, das sich von der Herde getrennt hat. Durch die niedrigen Fenster der Holzhäuschen konnte man die Bewohner in den beleuchteten Stuben wahrnehmen. Hier und da setzte man sich an den Tisch zum Abendessen, der Duft frisch gekochter Kartoffeln und Speck drang heraus.

Wie sie es bei Tag den Menschen gegenüber gethan, so wandte jetzt Hanka von diesen Fenstern das Gesicht ab und verbarg es unter dem weiten Tuch. Sie wußte, daß keines dieser Fenster sich für sie aufthue, daß keine dieser Thüren ihr Einlaß gewähren würde... Die paar trocknen Semmeln hatten sie nicht gefättigt, und auch der Fuß fing jetzt erst an, sie heftig zu schmerzen. Aber sie ging immer weiter, denn sie wußte nicht, wo sie stehen bleiben sollte, bis sie in der Luft den Geruch von frisch gemähten Heu verspürte, und sich auf einer kleinen Vorstadtwiese befand, zwischen Häusern von ausgetrocknetem Brummet. Unter einem dieser Häuslein ließ sie sich nieder und lehnte das Haupt gegen dasselbe.

... Sobald der Morgen da wäre, dachte sie, würde sie sofort zu der Schlächterfrau gehen, würde sie selbst hingehen und würde bitten, bis sie eine Stellung fände. Niemand würde sie bereuen, weiter ein solches Leben zu führen... Sie würde sich schämen, sich die Hände wund arbeiten, aber sich nie mehr zum Bösen verleiten lassen... Der Kalik kann reden, so viel er will, auch die andern können reden, aber sie würde sich nicht mehr verführen lassen... Dieser Beschluß stand fest in ihr... Sie würde nun den Herrn Jesus um Hilfe anstehen, und den heiligen Antonius dazu... Ach, lieber Herr Jesus, und du, heiliger Antonius... Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes... Vater unser, der du bist im Himmel... Sie schob sich tiefer in das Heu, senkte den Kopf und schloß ein...

Sie hatte einen schweren, quälenden Traum.

Sie träumte, daß ihr Vater, der alte Kaspar Blecharz, Schuhmeister in Padanice, für sie Schuhe fertigte, kleine, winzige Schuhe. Er näht und näht, schlägt mit dem Hämmchen auf die Sohlen, zieht die Pechfäden kreuzweise fest, schnitt Holzstifte, und das alles für sie, für ihre weite Reise, denn sie geht in die Verbannung... Sie aber ist ein so kleines Mädchen, so klein, daß sie kaum zehn Jahre zählen kann... Die Mutter zieht ihr ein weißes Hemdchen an, flücht ihr die Zöpfchen, die ältere Schwester wäscht für sie die Schürze, der Bruder schirrt den Wagen, um sie in die Verbannung zu geleiten... Der Pfarrer kommt, singt Lieder mit dem Organisten, besprengt den Wagen mit Weihwasser, und dann domern die Glocken... Sie erbebt und erwacht.

Der Nachtwind hatte die Nebel weithin verstreut, das dunkle und tiefe Saphirzelt wölbte sich über sie, und drinnen in der Mitte brannte ein Stern, gleich einem großen goldnen

Junken. Der Mond hatte sich nach dem Westen gewandt, und die Wiese lag, so weit das Auge reichte, unter einem silbernen Nebel, wie unter einem See hingebettet. Der Wachtelkönig ließ sich bald näher, bald ferner vernehmen, eine feuchte Kälte drang bis in die Knochen.

Sie kauerte sich zusammen, wandte den Kopf nach der andern Seite und schlummerte von neuem sanft ein.

Wieder träumt sie, daß ringum ein großes Wasser braust und tobt und höher und höher steigt, und sie steht in der Mitte, das Wasser überflutet sie — nur noch einen Augenblick, und sie ertrinkt. Sie erhebt den Kopf noch einmal über das Wasser, aber sofort fällt von oben ein Stein herunter und trifft ihren Scheitel. Blut überrieselt sie, und sie geht wieder in die Tiefe.

Das Wasser braust und rauscht, Kälte durchdringt ihren Körper... Schon ist sie am Ufer, schon hat sie ein Schilfrohr erfaßt, schon taucht sie auf, holt Atem, — da, sieht sie, am Ufer steht eine große Menschenmenge, ein jeder hält einen Stein in der Hand und wartet nur, um ihn ihr entgegen zu schleudern... Sie faltet die Hände und bittet... Ihr guten Menschen, ihr guten, gnädigen Herren! Werft eure Steine nicht. Wartet ein wenig, laßt mich ans Ufer gelangen, laßt mich aus diesem Wasser, aus diesem Abgrund an die Luft gelangen... Das Schilf pfeift am Ufer, das Wasser rauscht und robt, sie klammert sich an die kleinen Erdhäuflein fest, teilt die Flut, arbeitet sich bis ans Ufer heran... Da — plumps! Das Wasser zischt auf, der größte Stein trifft sie am Kopf, sie sinkt zurück, die Flut verschlingt sie... Und die Leute lachen und klatschen in die Hände und das Wasser rauscht über ihr, und das Schilf am Ufer pfeift...

Sie erwacht. Ihr Herz pocht laut. Im Halse fühlt sie eine Trockenheit wie von einem angestrenkten inneren Schreien. Sie reißt sich die Augen und seht sich gerade auf.

Es war Morgen. Der Himmel überzog sich am Osterrand mit dem rosigen Morgenrot. Wilde Gänse, die vor dem Abzug nach fernem Gegenden auf dem nächsten Stoppelfelde ein Abschiedsmahl hielten, erheben sich mit lautem Geschmetter, ordnen sich in eine lange Reihe und wiegen sich in der stillen Luft, wie ein Band, das von der einen Seite von der aufgehenden Sonne vergoldet wird und von der andern den bläulichen Schimmer der Wiefennebel wiederpiegelt.

Hanka blickte nach oben und betrachtete sie lange.

Das Band schwebte immer höher, immer ferner dahin, und herunter drang seine Stimme, gleich dem Summen einer entfernten Laute. Zuweilen nur durchschnitten der Schrei eines Gänserichs dieses Summen und hallte weithin durch die Stille des Morgens.

Hankas Augen öffneten sich weit, ein tiefer Seufzer hob ihre schwächliche kleine Brust, die vom nächtlichen Tau durchfensterten Haare fielen ihr auf Gesicht und Hals hernieder. Und aus der Kehle drang ein kurzer abgerissener Ton, gleichsam ein unwillkürlicher Aufschrei des unbezwingbaren Gefühls der Freiheit und der Unabhängigkeit...

Aber das dauerte nur einen Augenblick.

Als der letzte Ton der in den Lüften entschwebenden Laute verhallte, blickte das Mädchen spähend nach allen Seiten um sich, und eine unwillkürliche Scham überfiel sie. Ihr Kopf senkte sich, die Hände schob sie tief in die Kerne der groben Jacke hinein; sie kniff die Lippen zusammen und kehrte langsamen Schritts nach dem Grasshäuflein, wo ihr Tuch liegen geblieben war. Sie mußte sich beeilen, um bei der Schlächterfrau rechtzeitig anzulangen und um die Dienststelle anzuhalten.

In den Häuschen der Stadt erwachte die Tagesarbeit, in den Höfen blöckten schon die Schafe, hier und da stiegen dünne Rauchsäulen aus den Schornsteinen. Sie ging, ohne aufzublicken und sie dachte an die nächtlichen Träume, an die durch die Lüfte in die Ferne segelnden wilden Gänse, und in ihrem Kopfe rauschte und tobte es wie von einem großen, großen Wasser...

Die Höferin, bei der Hanka Tags zuvor Semmel gekauft hatte, die Besitzerin des Bettbezugs für vier Personen und allerhand sonstigen Hausrats, die dem Mädchen den Dienst bei der Schlächterfrau empfohlen, konnte nicht lange an sich halten und verriet ihrer Gevatterin und Nachbarin,

der Matenszowa, daß sie der hochmüthigen Kolasinska einen Streich spiele und ihr eine Verschickte als Dienstinagd einschmuggeln würde.

Die Matenszowa hört gedankenvoll zu. Es traf sich nämlich, daß sie gerade an jenem Tage zwei Kalbsfüße auf Kredit nehmen mußte, und sie überlegte, daß um den Preis einer solchen Neuigkeit das Gewünschte leichter zu erhalten sein könnte. Ohne zu zögern, nahm sie das Tuch und den Korb und eilte in den Schlächterladen.

Die vertrauliche Unterhaltung der beiden ehrsamten Frauen hatte einen doppelten Erfolg. Die Matenszowa trug im Korb drei graue, zottige Kalbsfüße nach Hause, die sie auf Kredit bekommen hatte, und war rot vom eifrigen Sprechen und von den paar Gläschen Pomeranzenwein, mit denen die Ladenbesitzerin sie traktiert hatte; diese aber wälzte sich die ganze Nacht auf dem Lager, schnaubend und keuchend vor Wut und erwartete ungeduldig den Morgen. Von selber hätte sie vielleicht eine Verschickte in ihren Dienst genommen, zumal eine solche sehr wenig Lohn erhielt, aber daß eine ihr zum Poffen mit Absicht so was untergeschoben wollte! . . . Nein, das konnte sie sich nicht bieten lassen, das sollte keiner erleben! . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der fehlende 29. Februar 1900.

Unser Kalender ist gar keine so einfache Einrichtung und enthält noch heute ein ungelöstes Problem, das freilich für unsre Zeit dem einzelnen Menschen keine besonderen Schmerzen zu verursachen braucht. Augenblicklich können wir mit unserm Gregorianischen Kalender ganz zufrieden sein und können die Ungenügsamkeit unsern Astronomen überlassen. Immerhin bedeutet das jetzige Jahr für die lebende Generation insofern ein chronologisches Ereignis, als in der Zeitrechnung ein Umstand eintritt, den kein Mensch zweimal und den überhaupt von allen Menschen nur ein kleiner Teil erlebt. Es ist jedem bekannt, daß nach drei gewöhnlichen Jahren immer ein Schaltjahr einzutreten pflegt, in dem auf den 28. Februar noch ein 29. folgt. Schaltjahre sind demnach zunächst alle die Jahre, deren Jahreszahl durch vier teilbar ist. Bei dem Jahr 1900 ist dies auch der Fall und doch ist dieses Jahr kein Schaltjahr und es giebt nur einen 28., aber keinen 29. Februar. Es ist ganz interessant, sich die Begründung dieser Einrichtung jetzt einmal zu vergegenwärtigen.

Als Tag bezeichnet die Menschheit von Alters her den Zeitraum einer einmaligen Umdrehung der Erde um ihre Achse, gemeinen an der Bewegung der Gestirne und zwar vorzugsweise der Sonne. Mit andern Worten: ein Tag ist der Zeitraum, der zwischen einem Durchgang der Sonne durch den Meridian eines Ortes und dem nächsten Durchgang verfließt. Diese Zeit wird in 24 Stunden eingeteilt und heißt der „Sonntag“. Im Gegensatz zu ihm unterscheidet man den bürgerlichen Tag, der in seiner Länge um einen positiven oder negativen Betrag von dem Sonntag abweicht. Die Einrichtung des bürgerlichen Tags ist dadurch notwendig geworden, daß die Länge des Sonntags im Verlauf eines und desselben Jahres wechselt, ein derartiger Wechsel für die Zwecke des bürgerlichen Lebens jedoch unzutraglich ist. Der bürgerliche Tag stellt also die Durchschnittslänge des Sonntags dar, und wenn der Astronom den bürgerlichen Tag in den Sonntag umrechnen will, so hat er gewöhnlich einen Betrag hinzu zu zählen oder abzuziehen, der ihm durch die sogenannte Zeitgleichung angegeben wird. Die Zeitgleichung findet sich in jedem astronomischen Jahrbuch tabellarisch für jeden Tag des Jahres angegeben. Diese Differenz zwischen bürgerlichem Tag und Sonntag würde auf den Kalender keinen Einfluß zu haben brauchen, die Schwierigkeit tritt erst mit der Thatsache ein, daß die Umdrehung der Erde um ihre Achse, also der Tag, nicht glatt in die Umdrehungszeit um die Sonne, also das Jahr aufgeht. Bekanntlich enthält das astronomische Jahr ungefähr  $365\frac{1}{4}$  oder genau 365,242216 Tage. Diese Differenz zu beseitigen, mußte die erste Aufgabe eines guten Kalenders sein, und dieser Forderung genügte der alte Julianische Kalender insofern, als er jedes vierte Jahr einen Tag einschob und in diesen Zwischenräumen zu den 365 Tagen des gewöhnlichen Jahres aus den vier übriggebliebenen Vierteltagen den 366. hinzufügte. Wir haben nun aber gesehen, daß das Jahr auch nicht genau  $365\frac{1}{4}$  Tage in sich faßt, sondern etwas weniger, nämlich nur 365,242216. Daraus ergibt sich, daß das alte Julianische Jahr durchschnittlich etwas zu lang, und zwar um den Unterschied von 0,25 und 0,242216 Tagen. Dieser Zerrtum hatte sich bis zum Ende des 16. Jahrhunderts verarsammelt, daß der bürgerliche Kalender gegenüber dem astronomischen schon um 10 Tage zurück war. Es mag auf den ersten Blick nicht ganz klar erscheinen, warum eine Verzögerung des Kalenders eintreten mußte, wenn man einen zu hohen Betrag der Verbesserung durch den Schalttag eingeführt hätte. Eine kurze Uebersetzung wird die Erklärung geben. Der Schalttag, der als 29. Februar alle 4 Jahre in den Julianischen Kalender eingeschoben wurde, war, wie

wir gesehen haben, etwas zu lang, er hätte nicht 24 Stunden betragen sollen, sondern etwa  $23\frac{3}{4}$  Stunden. Wenn er aber doch zu 24 Stunden gerechnet wurde, so war die selbstverständliche Folge, daß der Eintritt des folgenden 1. März verzögert wurde, und diese Verzögerung hat sich eben zu der Differenz summiert, in der gegenwärtig z. B. die deutsche Zeitrechnung gegen die russische steht. Am Ende des 16. Jahrhunderts betrug der Unterschied wie gesagt 10 Tage und der Papst Gregor XIII. faßte den Beschluß, ihn aus der Welt zu schaffen, indem er auf Donnerstag, den 4. Oktober des Jahres 1582 als nächsten Tag Freitag, den 15. Oktober 1582 folgen ließ. Von diesem Augenblick an führte der Kalender den Namen des Gregorianischen. Am frühesten nahm Frankreich die Aenderung an, indem König Heinrich III. durch öffentliche Verordnung festsetzte, daß auf Sonntag den 9. Dezember 1582 als Montag der 20. Dezember 1582 folgen sollte. In England dauerte dagegen infolge hartnäckigen Widerstandes eines Theils der Protestanten der alte Stil bis zum Jahre 1752, während Schottland den Gregorianischen Kalender schon im Jahre 1600 angenommen hatte.

Diese gewaltsame Verächtigung des Kalenders, die sicher für die Zeitgenossen nichts Angenehmes gehabt hat — ob die Staatsbeamten für den um  $\frac{1}{3}$  gekürzten Monat das volle Gehalt erhalten haben, ist mir nicht bekannt — wäre ohne dauernden Erfolg geblieben, wenn nicht zu gleicher Zeit eine organische Veränderung eingeführt worden wäre. Diese bestand darin, daß eine Verminderung der Schaltjahre vorgenommen wurde und zwar in der Art, daß die Jahre des vollen Jahrhunderts, also 1700, 1800, 1900 usw., nicht mehr als Schaltjahre gelten sollten, wenn die Ziffer der Hunderte nicht durch 4 teilbar war. Daraus ergibt sich, daß die Jahre 1700, 1800, 1900 z. B. keine Schaltjahre sein durften, während das Jahr 2000, als durch 4 teilbar, wiederum einen 29. Februar erhalten muß. Den Wert dieser Kalenderverbesserung, die aus dem Julianischen den Gregorianischen Kalender machte, wollen wir uns etwas näher ansehen. Es würde demnach in einer Periode von 400 Jahren 303 gemeine Jahre zu 365 Tagen und 97 Schaltjahre zu 366 Tagen geben. Wenn man daraus die Summe zieht, so erhält man für den Zeitraum von 400 Jahren den Betrag von 146 097 Tagen. Auch diese Zahl aber stimmt hier nicht genau mit dem astronomischen Zeitverlauf, denn die Multiplikation des astronomischen Jahres von 365,242216 Tagen mit 400 ergibt um 0,1136 Tage weniger. Demnach bleibt der Gregorianische Kalender um etwa  $\frac{1}{10}$  Tag in 400 Jahren gegen den astronomischen zurück oder um etwa einen vollen Tag in 400 Jahren, und um auch diesen Fehler annähernd auszugleichen, müßte man also in je 4000 Jahren einen ganzen Tag unterdrücken, so daß z. B. das Jahr 4000 kein Schaltjahr sein dürfte, wie es die Jahre 3000, 2000, 1000 sein mußten. In einer Periode von 4000 Jahren würden danach 969 Schaltjahre und 3031 gemeine Jahre zu rechnen sein.

Ist der Fehler nun damit völlig aus der Welt geschafft? — Nein, denn es bleibt nach jener Periode von 4000 Jahren oder 40 Jahrhunderten ein Fehler von 0,136 Tagen. Wenn man nun die immer verwickelter werdende Rechnung fortsetzt, die aber, wie gleich gesagt sein mag, doch zu einem wirklichen Ende zu bringen ist, so würde man nach 280 Jahrhunderten wieder einen Fehler zu berichtigen haben, denn siebenmal 0,136 ergibt 0,952, also fast einen vollen Tag; dieser Betrag tritt ein für siebenmal 4000 gleich 28 000 Jahren oder 280 Jahrhunderten. Nach dieser Periode aber wird man sich nicht mehr dadurch zu helfen haben, daß man ein Schaltjahr unterdrückt, sondern es muß im Gegenteil eines eingeschoben werden, denn während bisher der 29. Februar etwas zu kurz ausgefallen war, ist er jetzt im Durchschnitt zu lang geworden. Allzulange kann man sich jetzt aber ohne Verwirrung bei diesen Verhältnissen nicht mehr aufhalten, und der geduldige Leser muß daher gebeten werden, das Folgende einfach als Thatsache hinzunehmen, wenn er sich nicht die Mühe geben will, der Rechnung für sich selbst genauer nachzugehen. Nach 28 000 Jahren wird noch eine Differenz von — 0,048 Tagen bleiben. Wenn man diesen Fehler mit 20 multipliziert, so erhält man in 560 000 Jahren wieder fast einen ganzen Tag, nämlich 0,96 und es muß wieder ein Schaltjahr unterdrückt werden. Mit dem dann noch bleibenden Rest von 0,04 Tagen kann man nun glücklich zum Ziel kommen, denn wenn dieser Betrag mit 25 multipliziert wird, so geht die Rechnung endlich auf, da dann genau ein voller Tag herauskommt. Dieses Ziel ist erreicht in 25 mal 560 000 oder 14 Millionen Jahren. Nach diesem langen Zeitraum ist die Uebereinstimmung des bürgerlichen Kalenders mit dem astronomischen Kalender endlich vollkommen hergestellt, ohne daß das Prinzip des Julianischen bzw. des Gregorianischen Kalenders sich als unbrauchbar erwiesen hätte. Joseph Scaliger, ein berühmter Kalenderrechner des 16. Jahrhunderts, hat die zur Erzielung einer solchen Uebereinstimmung nötigen Kalenderperioden auf 7980 Jahre angegeben, er war also noch weit von der Wahrheit entfernt, da der entsprechende Zeitraum, wie wir eben gesehen haben, eine Periode von 14 Millionen Jahren umfaßt. Während einer solchen Periode von 14 Millionen Jahren muß der Kalender 10 608 976 gemeine Jahre und 3 391 024 Schaltjahre enthalten, damit die Zeitrechnung der Menschheit mit der Zeitrechnung des Himmels in Einklang bleibt.

Diese Rechnung scheint ja wohl dazu angethan zu sein, das Gefühl voller Befriedigung zu hinterlassen. Es geht ja alles prächtig auf, wenn man sich dabei auch hat in Millionenzahlen versteigen müssen, und danach ist auf dem Papier alles in schönster Ordnung.

Nur ein philosophischer Fehler haftet auch dieser Rechnung noch an und beeinträchtigt jenes Gefühl der Befriedigung, nämlich die Vernachlässigung der alten Regel: „Alles fließt“. Dieser Regel ewiger Veränderlichkeit ist ohne Zweifel auch die Bewegung der Gestirne unterworfen. Unser heutiger Erdentag, d. h. die Zeit einer einmaligen Umdrehung der Erde um ihre Achse, wird nicht immer die gleiche Länge haben, und auch die Umdrehung der Erde um die Sonne, die den Erdenbewohnern das Zeitmaß des Jahres hergegeben hat, muß sich verändern. In welcher Weise das geschieht, das wissen unsre Astronomen heutzutage noch nicht und werden es voraussichtlich auf lange Zeit hinaus noch nicht wissen. Ueber diese Zukunft und ihre Folgen für den Kalender brauchen wir daher heute noch nicht zu grübeln. — Dr. C. Liesen.

## Kleines Feuilleton.

c. Der „Orgelschrei“. In einer Bernigeroder Urkunde des Jahres 1380, die die Einrichtung des Gottesdienstes an einem neu-gestifteten Altar der alten Pfarrkirche St. Georgs festsetzt, heißt es u. a.: Der Vikar solle die Liturgie beginnen, wenn man mit der Orgel „brüllte wie ein Stier“. Wie nun Paul Stöbbe in der soeben erschienenen „Zeitschrift des Harz-Vereins“ mitteilt, handelt es sich hier um einen gewalttätigen musikalischen Effekt, der in der ältesten Geschichte des Orgelspiels häufiger zu finden ist und nervöse Menschen aus der Kirche herantreiben konnte. Es war ein Accord, der, auf drei bis vier Tönen ruhend, eine große Anzahl Pfeifen plötzlich erklingen machte und längere Zeit am Ein- und Ausgang eines Liedes ausgehalten wurde. Man nannte ihn den „Orgelschrei“. Die große Orgel zu Winckler z. B. hatte auf jeder Taste circa 40 Pfeifen stehen, ein „Orgelschrei“ mit drei bis vier Tasten brachte also 120 bis 160 Pfeifen auf einmal zum Klingen. Seine Wirkung schildert der Wönd Wollian folgendermaßen:

„Als wie des Donners Gebrüll erschüttert die eiserne Stimme Rings die Lüfte, und nichts was es sei, hörst Du sonst: Also mächtig ertönt der Klang, daß jeder die Ohren Sich mit den Händen der Hand zuhält und nicht es verträgt, Wenn erklingt das Gebraus der vielvermischten Töne. Ja, in der ganzen Stadt hört man den singenden Ton!“

Daß diese Schilderung nicht übertrieben ist, kann man noch heute in Salzburg beobachten. Dort giebt es auf der Festung Hohen Salzburg ein Hornwerk, eigentlich eine Orgel mit mechanischem Betrieb, die 1502 erbaut ist und dreimal am Tage ihre Weisen vom Turm erklingen läßt. Jedesmal vor Beginn des eigentlichen Musikstücks ertönt aus der Orgelmusik mit 135 Pfeifen, dem sogenannten Horn, ein mächtiger F-dur-Accord, der im Volksmund der „Salzburger Stier“ genannt wird. In Bernigerode scheint es auch einen solchen „Stier“ gegeben zu haben, der jedesmal am Schluß der Vieder gespielt wurde und für den Vikar ein Zeichen war, die Messe zu beginnen. —

— Der Kamm. Das Haar wurde von den Frauen von jeher mit der größten Sorgfalt gepflegt. Das Gerät, dessen man sich bediente, um das Haar zu reinigen, zu ordnen, aufzustocken und festzuhalten oder um das ineinander geratene Haar zu entwirren, war schon im Altertum der Kamm, wenigleich zu Beginn der Menschengeschichte die fünf Finger der Hand diese Arbeit besorgen mußten. In großer Anzahl hat man Kämme in altägyptischen Gräbern gefunden und zwar die meisten in einer Lage, als seien dieselben in den Haaren des Hinterhauptes befestigt gewesen; auch Einschlagkämme, nach Art unsrer jetzigen Taschenkämme, die man im Gewande bei sich tragen konnte, sind häufig aufgefunden worden. Alle diese alten Kämme sind aus zwei oder mehreren Stücken zusammengefügelt, haben bald enger, bald weiter von einander stehende Zähne und weisen am Griff Verzierungen auf.

Die hauptsächlichsten Arbeiten der Kammsfabrikation bestehen in der Zubereitung entsprechend geformter Platten und im Einschneiden und Zuspitzen der Zähne. Als Haarkämme dienen die auf zwei Seiten fein gezahnten Staubkämme, ferner die speziell zum Ausschämmen bestimmten weitgezahnten Kämme und die Friseurkämme, deren eine Hälfte mit kleineren und engeren Zähnen und deren andere mit längeren und weiten Zähnen versehen ist. Zum Festhalten des Haares und vielfach auch als Schmuckstück dienen die Einsack- und Seitenkämme.

Zur Herstellung der Kämme dient mancherlei Material. Dem gewöhnlichen Bedarf dienen die Horn- und Kastanienkämme; feinere Sorten werden aus Schildpatt und Elfenbein sowie aus Buchbaum und Ebenholz verfertigt. Um das Haar dunkler zu färben, bediente man sich zuweilen verwerflicher Weise der Bleikämme. Die besseren und feinsten Kämme aller Art liefern Paris, London und Wien; in Deutschland besaßen sich mit der Herstellung derselben vorzüglich Berlin, Fürth und Nürnberg.

Die Form der Schmuckkämme wechselt mit der Mode. Zur Zeit unsrer Großmütter trugen die Damen mit Vorliebe Schildpattkämme, die den ganzen Hinterkopf umschlossen; der Griff war reich mit Perlmutter oder mit Steinchen, Blättchen und Münzchen aus Stahl verziert und so breit und hoch, daß er weit über dem Kopfe vorstand. Dieser Schmuckkamm erforderte besondere Vorsicht beim Einsteigen in einen geschlossenen Wagen, und manche Dame mußte im letzten Augen-

blick auf ein Balkfest oder ein andres Vergnügen verzichten, weil sie mit dem hohen Kamm unvorsichtigerweise gegen die Decke des Wagens gestoßen hatte, wodurch die starken spizen Zähne sich ihr tief in den Kopf einbohrten.

Im Mittelalter wurde mit Kämmen noch mehr Lärm getrieben als jetzt; sie waren feltener und zugleich kostbarer und kunstvoller als heutzutage. Im Museum des Louvre befindet sich ein elfenbeinerner Kamm aus dem 16. Jahrhundert; er ist ein 10 Centimeter langer Doppeltamm, halb Staub-, halb Friseurkamm und weist in der Längsmittle und an den beiden Enden prachtvolle Reliefs und andre Verzierungen auf.

Bei manchen Völkern wird auch heute noch wie früher im alten Griechenland den Verstorbenen ein Kamm mit ins Grab gegeben. So überreicht bei einigen indischen Völkern der Priester dem neuvermählten Paar zwei Kämme, den einen zum gemeinschaftlichen Gebrauch für beide, den andern als Grabbeigabe für den zuerst Sterbenden.

Es klingt uns zwar wunderbar, davon reden zu hören, daß Männer der Kämme zum Aufsteden und Festhalten des Haares sich bedienten. Allein bis vor einigen Jahrzehnten gehörte ein großer runder Kamm zur Sonntagskleidung der alten Männer in Gebhardtsgerent in Thüringen. Dieser Kamm hielt die langen Haare ringsum zusammen, und die Träger des Kamms führten den Namen „Schüttelköpfe“.

Auch in Märchen und Sage spielt der Kamm seine Rolle. So erhält das arme Schneewittchen den verderbenbringenden Kamm durch die böse Stiefmutter. Die Loreley kammte sich, wie jedermann bekannt, mit goldenem Kamm. — („Köln. Volksz.“)

## Musik.

— Selten wohl haben in irgend einer Kunstentwicklung zwei Meister ein so ausgebreitetes und wertvolles Epigonentum hervorgebracht, wie in unsrer neueren Musikgeschichte Felix Mendelssohn und Robert Schumann; selbst die ihnen doch weit überlegenen Klassiker wie Bach und Haendel, wie Haydn, wie Mozart und Beethoven haben keine solche Nachbildung gefunden. Man muß wohl seines Bedeutung für die dichterische Lyrik ins Auge fassen, um etwas zu finden, das jener Erscheinung ähnlich ist und sie durch diese Ähnlichkeit gleichsam erläutert. Längst haben in scharfem Gegensatz zu jener ganzen Richtung die specifisch modernen Komponisten ein breites Feld erobert. Allein nun hat sich der frühere Druck der Aelteren auf die Neueren umgekehrt: die Ungerechtigkeit wird jetzt in entgegengesetzter Richtung geübt. Es ist, als wolle man sich dem Wohlklang, der in Werken, wie namentlich von F. Zellner, dann etwa von Bargiel, endlich auch von teilweise hervorstechenden Meistern wie Rubinstein, Volkman, Rheinberger waltet, absichtlich entziehen und nicht dulden, daß in einer bewährten Sprache weitergesprochen wird. Und doch: so bald endlich wieder ein Werk dieser Art zu Gehör kommt, erfreut es das parteilose Publikum. Von Reinhold Ludwig Herman (geb. 1840) finde ich aus den letzten Jahren nur eine kleine provinzielle Aufführung aufgezeichnet. Um so mehr ist ihm der sehr fremdliche Erfolg zu gönnen, den sein noch unveröffentlichtes Klavierquartett fand, als es Sonntags in dem letzten der diesjährigen populären Konzerte des Waldemar-Meyer-Quartetts zum erstenmal aufgeführt wurde, unter Mitwirkung des Komponisten am Klavier. Es ist in B-dur geschrieben, mit Hinabspannung der C-Saite des Cellos nach B. Die besondere Werthwürdigkeit jenes Epigonentums, daß es zwei seiner Zeit zum Teil gegenwärtige Komponisten als Vorbilder vereinnigt, zeigt sich hier unter anderm in der Verschiedenheit zwischen dem dritten Satz, Allegretto mosso con grazia, einem prädelnden Scherzo in Mendelssohns Art, und dem Finale, das hinwieder mehr Schumannisch und im übrigen das typische „Allegro risoluto“ ist. Der zweite und dritte Satz dürften wohl die schönsten sein; in dem Hauptthema jenes, des Adagio quasi Andante, kommt die melodische Kompositionsweise des Autors ganz besonders zur Geltung. Die Anlage des Ganzen ist weit mehr polyphon als harmonisch; viel Bewegung in Harmonie und Rhythmus giebt es hier nicht. Von einer eigentlichen Originalität ist, trotz der reizvollen Themen, nicht eben zu sprechen, zumal da sich durch das Ganze die bekannten Nebenwendungen hindurchziehen. Ein Genuß aber muß es sein, namentlich für den Klavierpieler, ein Werk vorzutragen, in welchem ein so lebendiger, temperamentvoller Zug herrscht wie in diesem.

Größere Kammermusikwerke, namentlich solche mit Bläsern, bekommt man nicht eben häufig zu hören. Und doch sind die nicht vielen, die es giebt, prächtige Schätze. Von Blasinstrumenten werden dabei meist Holzblasinstrumente, vom Blech meist nur das vornehmste, das Horn, zugezogen. So z. B. in einem der größten derartigen Werke, in Spohrs Ronett (wie selten wird es gebracht!). Anderes Blech paßt zu den Streichern noch weniger, als dazu — nach dem Geschmack von Feinhörern — das Klavier paßt. Zwar hat Hummel neben seinem wunderschönen Klaviersepiett auch eines mit Trompete geschrieben; allein es ist von vornherein als „Militärsepiett“ angelegt. Saint-Saëns hat, in seinem Septett für fünf Streicher, Klavier und Trompete dieses Instrument mit den übrigen dadurch möglichst vereinbar gemacht, daß er diese und das Ganze nicht allzu sehr hielt. Marcate, wohlgefällige, einfache und ein wenig robuste Themen mit recht bündiger Erledigung des Drum und

Dran: so ist dieses Werk jedenfalls eines der eifrigsten und dankbarsten des gesamten Gebiets — und trotzdem kein Repertoirestück. Die Waldenärer haben es in demselben Konzert mit Recht hervorgeholt und glänzend gespielt; Herr Hermann Schulz trompetete, daß es eine Freude war. Vorher sang noch Fräulein Marie Bödcher eine Bach-Arie; ihre Altstimme ist schön, aber ohne Abgewöhnung von Mängeln, wie der zudenden Unterleibs-Atmung, wird da kaum viel zu machen sein. — sz.

**Aus dem Tierleben.**

io. Frißt der Fuchs Fische? In der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung“ wurde von einem Mitarbeiter Meister Reinecke als Fischlieb verächtigt und dadurch eine lebhaft erörterte hervorgerufen, in der die einen als Verteidiger des Fuchses auftraten und alle derartigen Geschichten in das Gebiet des Jägerlateins verwiesen, während andre das Anlagematerial gegen den roten Räuber noch vermehrten. In der neuesten Ausgabe jener Zeitschrift meldet sich ein erfahrener Jäger und Fischer aus Ravensburg, der seinerseits sehr merkwürdige Erfahrungen über den Fuchs zu erzählen weiß, und für ihn ist es eine Thatsache, daß der Fuchs Fische frißt. Allerdings kann er nicht eigentlich fischen, wie z. B. der Fischotter, da er nicht seine Nase und Ohren schließen kann, wie das letztere Tier. Der Fuchs kann daher auch nicht tauchen und längere Zeit unter Wasser bleiben, wodurch eine eigentliche Verfolgung der Fische schon an sich für ihn ausgeschlossen ist. Zuweilen aber kann der Fuchs sehr wohl aus einem flachen Gewässer ohne längeres Tauchen Fische rauben, z. B. aus kleinen Weihern, in die vorübergehend Karpfen eingeseht worden sind, um bis zum Verlaufe darin zu bleiben. Die Fische drängen sich besonders bei Nacht in solchen beschränkten Gewässern nach dem Platz zusammen, wo das Wasser zufließt, um sich dort an dem reicheren Sauerstoff des frischen Wassers zu erquicken, und auf diese Weise ihre Kiemen zu reinigen. Dann kommen sie oft in dichten Haufen mit dem breiten Rücken über Wasser, so daß es einem Fuchs nicht schwer fallen kann, mit einem Sprunge einen Fisch zu ergreifen. Uebrigens ist daselbe auch jeder Raube möglich. Der Gewässerwirth der „Fischerei-Zeitung“ berichtet sogar von langhaarigen Vorstehhunden, die viel im Wasser zu arbeiten hätten und dabei thätlich einen Fischereisport trieben. Einer dieser Hunde hat oft beim Abfischen eines Weihers die Karpfen apportiert, die neben die großen Fischkästen fielen und in dem Wasser von nur 20 bis 30 Centimeter Tiefe zu entkommen suchten. Der Hund tauchte ohne weiteres mit dem ganzen Kopf unter Wasser und brachte die 2-3 pfündigen Karpfen seinem Herrn. Auch auf eigne Rechnung machte er zuweilen Fischjagd und schleppte gelegentlich schwere Goldfische triumphierend bis ins Zimmer, die er im Garten aus einem wenigstens 40 Centimeter tiefen Springbrunnen-Bassin geholt hatte. Wenn ein Hund so etwas fertig bringt, so kann man dem Fuchs daselbe zutrauen, umsonst als dieser sich gern den Wasserläufen entlang „schmüht“, wo er gewöhnlich auf Mäuse, Wasserratten, und auch auf Igel Jagd macht. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Die Cedern in Nordafrika, auf den nördlichen Randgebirgen der Sahara, schildert Behrens in einer im „Globus“ veröffentlichten Arbeit in folgender Weise: Plötzlich hebt sich der Bergglat des Tuggur aus der Ebene bis zu 2100 Meter empor, fast ohne Vorberge zieht seine Doppelreihe gleich hoher Rücken durch die Steppe, und schon weiter entfernt man die pilzartig ausgebreiteten Dammriesen des Libanon, die den Bergsaum spärlich bewimmern. Nichts ist dem Wuchse der Ceder zu vergleichen, alles geht riesenhaft ins Wagerechte, ganz kurz nur ins Senkrechte. Daher die wunderbaren, weit ausgebreiteten Laubschirme, die etagenweise über einander stehen, unterbrochen durch nackte Stammstücke. Erblickt man von weitem eine Ceder einsam auf einer Klippe stehend, so sieht sie einem Niesenpilz nicht unähnlich, aber in der Nähe löst sich diese Gestalt in einem herrlichen Etagenbau auf, und das Nadelgewirr ist besetzt mit einem duffigen Mangrün. Niesig sind die Stämme der alten Bäume, und ihre Laubdächer breiten sich horizontal ebenso weit aus als sie hoch sind; oben ist die Krone gewöhnlich abgestorben, ein Laubschirm bedingt sie, und ein kahles Stammende ragt als Wipfel daraus empor. Ungeheurer festes Holz besitzt der Baum; da liegen alte, umgestürzte Niesenstämme, ganz mit Flechten überwachsen wie die Felsblöcke neben ihnen und kaum davon zu unterscheiden, aber noch völlig hart und fest. Vor kurzem noch hat der König der Tiere im Schatten der Ceder Raft gehalten; jetzt freilich scheint er durch die Plünder des Europäers dort völlig ausgerottet zu sein. —

**Humoristisches.**

— Mahnung. Pfarrer zur neuen Aöchin: „Im Kochen müssen Sie sich noch bessern; bei Ihrer Vorgängerin hab' ich mich in der Pasten stets überessen!“ —

— Der gelehrige Spröbling. Der Kommerzienrat Pölte hatte es selbst sehr weit gebracht, er war ein praktischer und ehrgeiziger Mann. Leider war sein einziger Sohn nicht nach seinem Ein geraten. Er war ein sehr wenig begabter und fauler junger Mann. Der Vater hatte alles mit ihm versucht, um aus ihm etwas

zu machen, aber alles scheiterte an dem Mangel an Intelligenz des jungen Mannes.

Endlich bot sich wieder eine Gelegenheit, den Sohn zu lancieren, und diesmal hoffte Papa Pölte sicher Erfolg zu haben.

Es galt nach England zu gehen und dort auf einer großen Kontursauktion vorteilhafte Einkäufe zu machen. Der Papa hatte ihn alles genau eingeschärft, was er kaufen und wie viel er bieten sollte, und wenn alles fertig wäre, sollte er telegraphieren: „Perfekt, Papa“.

Alles war in schönster Ordnung und der Sohn fuhr hoffnungsvoll ab. Sehr stolz blieb der Vater zurück, bis er statt des erwarteten Telegramms ein andres bekam, das so lautete: „W a r u m bin ich hier, Papa?“ — (Simpl.)

k. Eine Stimme von oben. Von einer Opernsängerin, die die Rolle der Hugenottenprinzessin in Meyerbeers Oper „Die Hugenotten“ sang, wird folgendes Geschichtchen erzählt. Obgleich sie eine ausgezeichnete Stimme besitzt, ist ihre Figur für die Rolle der jungen Prinzessin etwas zu rundlich, was sich bei einer Gelegenheit für ihren Partner als höchst ungünstig erwies. Dieser war nur für den durch einen Zufall verhinderten Sänger eingesprungen und fand sich mit der Musik sehr gut ab, aber in der aufregenden Scene, in der er die ohnmächtig gewordene Prinzessin in die Arme nehmen und forttragen sollte, zögerte er sichtlich: er war nur klein und schwächlich! Während das Publikum nun atemlos der kommenden Dinge wartete, hörte man plötzlich eine helle jugendliche Stimme von der Galerie: „Nehmen Sie mir, lieber Mann, soviel Sie können, und holen Sie dann das übrige!“ Der Vorhang fiel alsbald. —

**Notizen.**

— Das Gesamt-Gastspiel des Wiener „Deutschen Volkstheaters“ in Berliner „Deutschen Theater“ wird nach dem „B. V. C.“ am 9. Mai d. J. beginnen und bis zum 9. Juni währen. Das gesamte Personal der Wiener Bühne kommt hierher. Zu diesem Personal gehören u. a. Frau Rosa Ketty, Frau Odilon, Frä. Glöckner, die Herren Weißer, Eppens, Ketty. —

— Das erste bairische Musikfest wird in den Pfingsttagen in Nürnberg abgehalten. Eine Garantiesumme von 40 000 M. ist dafür gezeichnet. Das Münchener Hof-Orchester hat die Beteiligung abgelehnt, weil es in diesen Tagen stark in Anspruch genommen sei, da das Hoftheater aus Anlaß der Oberammergauer Passionsspiele und des damit während dieser Festtage zu erwartenden größeren Fremdenverkehrs auf ein besonders reiches, vereis für die Besucher von Oberammergau publiziertes Repertoire bedacht sein muß. —

— Die städtische Kapelle in Mainz brachte im letzten Sinfoniekonzert Richard Strauß' „Heldenleben“. Das Orchester war wesentlich verstärkt, doch fand, abgesehen von einzelnen Stellen, das Werk keinen Anklang beim Publikum. —

c. Ein Pubis de Chavannes-Denkmal wird von Auguste Rodin geschaffen. Der Entwurf ist jetzt fast fertig. Die Büste Pubis de Chavannes ruht auf einer nicht sehr hohen Stiele, gegen die sich ein Genius lehnt, der den Kopf an den gebogenen Arm gestützt und „ruhmgelohnt, friedlich einschlummert. Der Arm wird durch einen Lorbeerzweig symbolisiert, dessen Laubwerk einen leichten Schatten auf das Gesicht des Genius wirft, wodurch eine ergreifende Wirkung hervorgerufen wird. Diese symbolische Figur wird in Bronze, die Büste in Marmor ausgeführt. Die Steinstele wird von außerordentlich strenger Einfachheit sein, Rodin hat sich geweigert, der Architektur durch Verzierungen mehr Anmut zu verleihen. —

— Die 72. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte tagt vom 17. bis 22. September in Aachen. Von den beiden allgemeinen Sitzungen ist die erste dazu bestimmt, einen Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Medizin im 19. Jahrhundert zu geben. Die Darlegung dieser Entwicklung wird in vier Vorträgen stattfinden. Die erste soll die Entwicklung der exakten Naturwissenschaften, der Physik, Chemie und der sich daran anschließenden Gebiete behandeln; Prof. van t Hoff-Berlin hat diesen Vortrag übernommen. Den zweiten Vortrag, einen Rückblick auf die Entwicklung der Biologie im 19. Jahrhundert, wird Prof. Hertwig-Berlin halten. Im dritten Vortrag wird Prof. Ramms-Straßburg die Entwicklung der inneren Medizin in Verbindung mit Bakteriologie und Hygiene darlegen, im vierten Vortrag wird Hofrat Chiari (Wrag) die Entwicklung der pathologischen Anatomie mit Berücksichtigung der äußeren Medizin besprechen. In der zweiten Sitzung werden u. a. sprechen: Prof. Holzappel (Aachen) „Ueber die deutschen Kohlenlager“, Prof. v. Drygalski (Berlin), der Leiter der im Jahre 1901 beginnenden Südpolar-Expeditionskreise, „Ueber den Plan und die Aufgaben der deutschen Südpolar-Expedition“. —